Just do it´s Standortmitteilungen

SOM 29:
Von Port Vila nach Port Moresby

Vanuatu ärgert mich abschließend mit horrenden Hafengebühren. Wenn man es genau betrachtet, sind die umgerechnet 55 EUR nicht unbedingt extrem. Mein Pech ist, dass ich den amtlichen Mindestsatz zahlen muß und nur wenige Tage auf Vanuatu war. Ein anderer Segler, der ein ganzes Jahr hier verbracht hat, zahlt kaum ein Drittel mehr.
Aber wir wollen uns nicht ärgern, es soll losgehen. Ich verabschiede mich schnell von den wenigen Freunden, die ich gerade noch antreffen kann, packe das Fahrrad in die Backskiste und verlasse ohne weitere Probleme, beispielsweise eine Mooringleine im Propeller, den Hafen. Eintausenddreihundertsiebenundvierzig Seemeilen liegen vor uns. Das ist annähernd die gleiche Distanz, die wir von den Kapverden nach Fernando de Noronha zurückgelegt haben. Eine Atlantikquerung gewissermaßen. Die Wettervorhersage verspricht 25 Knoten Wind. Klingt nach einer flotten Fahrt. Als ich am ersten Morgen auf See Funkkontakt mit Winfried habe, der hier ein Radio- und Wetternetz betreibt, ist er von meinem Start nicht gerade begeistert. Meint wohl, das Wetter würde zu schlecht. Aber ich kann ja nicht ewig warten. Und bei dieser Distanz erwischt mich unterwegs sowieso irgendwann schlechtes Wetter. Am dritten Tag haben wir schon 30 Knoten Wind, in Böen mehr. Und das, was man eine ausgereifte See nennt. Echt gemütliches Segeln also. Im Boot ist es stickig und feucht, da ich alle Luken geschlossen halten muß und auch den Niedergang bis auf das oberste Steckschott verrammle. So bleibt nur ein kleines „Fenster“, durch das ich die bewegte Welt achteraus bewundern kann. Wenn es regnet, muß ich auch dieses kleine Luftloch noch schließen, der achterliche Wind bläst die Schauer sonst direkt in den Salon. Trotz aller Bemühungen bleibt der nicht verschont. Zweimal findet ein kräftiger Spritzer den Weg durch den Niedergang. Natürlich genau auf die Polster der Salonsitzbank. Salzwasser wohlgemerkt. Einmal habe ich den Eindruck, als wäre der Spritzer einfach durch die Sprayhood gekommen, was ja eigentlich nicht möglich ist.

Immerhin, all diese Mühsal bringt ein zügiges Vorankommen. Ein schönes Etmal folgt dem nächsten, und dass es kleinere Unannehmlichkeiten gibt, wie Segellatten, die sich hinter dem Oberwant verklemmen und nicht wieder rauskommen wollen, ist eigentlich nicht der Rede wert. Ein Tag versöhnt sogar mit Sonnenschein. Psychologisch wertvoll sind die Momente, wenn sich ein kleiner sonniger Fingerzeig in den Salon verirrt. Hier werkele ich mittlerweile an der Gastlandsflagge von Papua-Neuguinea. Am achten Tag kann ich sie stolz als vollendet betrachten. Ein Meisterwerk der Näh- und Klebekunst. Wobei die Klebekunst höher einzuschätzen ist. Und gut, dass niemand meine Nähte kritisch beäugen kann. Aber es wird sich zeigen, die Flagge übersteht die gesamt Zeit in PNG ohne nennenswerte Verschleißerscheinungen. Beginne daneben eine Tu-Was-Liste für Port Moresby, die erschreckend lang wird. Langeweile wird jedenfalls nicht aufkommen. Tut sie auch an Bord nicht. Fast jeden zweiten Tag wische ich, da ich soviel Salz und Salzwasser ins Boot trage. Aber sonst geht alles seinen Gang. Seit der zweiten Nacht habe ich mich bereits an den Rhythmus der kurzen Schlafintervalle mit noch kürzeren Wachintervallen gewöhnt. So fühle ich mich auch auf der ganzen Fahrt nicht müde. Am elften Tag sehe ich in der Morgendämmerung erstmals Land. Papua-Neuguinea. Der Wind

sagt mir noch mal mit kräftigem Händedruck good-bye, dass heißt, er legt noch mal kräftig zu, und ich rolle und schaukele die Küste entlang Richtung Riff-Passage. Die Küste PNGs ist in weiten Bereichen von Barriere-Riffen umgeben. Daher können die Orte und Häfen nur über Riffpassagen erreicht werden. Es gibt natürlich noch Ärger als sich während eines Segelmanövers auf dem Vorschiff im Cockpit eine heillose Leinenwuling entwickelt. Folge zweier Patenthalsen. Mir bleibt nichts übrig als die Maschine zu starten, um den Kurs zu stabilisieren. Dann Segel runter und den gordischen Knoten geduldig lösen. Erstaunt stelle ich fest, dass der kleine, schwächliche elektrische Radpilot mit der groben, nachlaufenden See zurecht kommt. Prompt siegt die Faulheit. Die restlichen zwei Stunden bis zur Basilisk-Passage wird motort. Mache mir Sorgen wegen der Seegangs- und Strömungsverhältnisse in der Passage. Aber wenn ich die Tidentabellen richtig interpretiere, müssten wir mit einlaufendem Wasser ankommen. Und vermutlich schützt das Riff die Passageneinfahrt vor der groben Windsee. So ist es dann auch. Die Bedingungen werden moderat und alles geht ganz einfach, bis auf die Kleinigkeit, dass ich das falsche Feuer ansteuere. Nach den Seekarten gibt es nur das eine, das altehrwürdige Basilisk-Feuer, und das muß ich an steuerbord liegen lassen. In Wirklichkeit gibt es aber zwei. Und hält man auf das äußerste, vermeintliche Basilisk-Feuer zu, landet man unweigerlich auf dem Riff. Klasse. Aber da ich bei solchen Gelegenheiten immer sehr misstrauisch bin, fallen mir diese Unstimmigkeiten früh genug auf. Beim echten Basilisk-Feuer sind ein paar Fischer in offenen Booten. Die hätten mir im Notfall bestimmt einen Lift in die Stadt gegeben.

In der Lagune geht dann alles ganz einfach, flache See, unkritische Tiefen. Weshalb ausgerechnet jetzt der Fuß des Radartransponders bricht, wird mir auf ewig ein Rätsel bleiben. Ich entere schnell auf in den Mast, um ihn zu bergen. Dann geht es auch schon rum um die Halbinsel, auf der das Zentrum Port Moresbys liegt, und über ein paar Flachs Richtung Royal Papua Yacht Club. Mein Funkanruf, mit dem ich mich nach der besten Route durch die Flachs erkundige, wird mit der wahrhaft informativen Feststellung beantwortet, das Rufzeichen des Clubs sei „Papaya Kintschali“. Sehr hilfreich. Na, wir haben wenig Tiefgang, wir tasten uns auch so bis zur Einfahrt vor. Dort rufe ich wieder und vernehme erstaunt die Frage, wo ich denn sei? Vor Euern Toren, Mensch. Ich soll in das Clubbecken einfahren und in der freien Wasserfläche ankern, bis die Einklarierung abgeschlossen sei. Eine französische Yacht liegt dort bereits vor Anker. Ich setze uns in einem vorbildlichen Manöver daneben. Gibt ja Zuschauer, da will man nicht patzen. Nach der schnellsten Überfahrt, die JUST DO IT je gemacht hat, sind wir angekommen. 1387 gesegelte Meilen in 10 Tagen und 20 Stunden. Durchschnittsgeschwindigkeit 5,7 kn über Grund, Durchschnitts-Etmal 137 Meilen. Bestes Etmal: 149,9 Meilen. Gut gemacht, JUST DO IT!

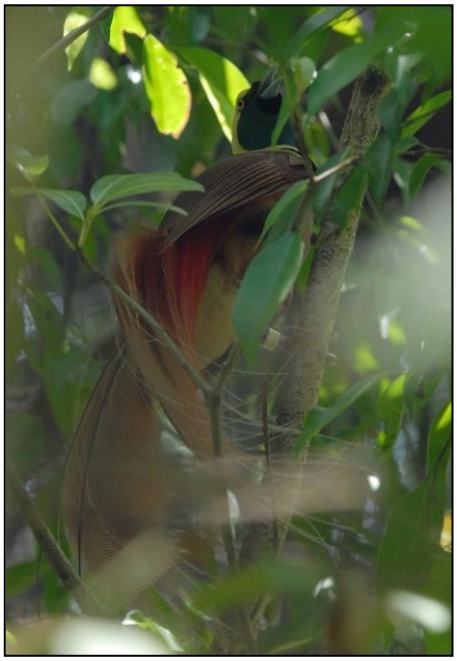
Port Moresby ist eine eigenwillige Stadt. Obwohl Hauptstadt des Staates Papua-Neuguinea verfügt sie über keine Straßen-verbindung zum Rest des Landes. Lediglich einige Dörfer und Ortschaften in der näheren Umgebung sind angebunden. Der Rest des Landes kann von der Hauptstadt aus nur per Flug-zeug oder Schiff erreicht werden. Mein Aufenthalt in PM wird – leider – durch die relativ hohe Kriminalität bestimmt.

Zwar gewöhne ich mich in der Zeit an das theoretische Gewaltpotential, aber so richtig frei und ungezwungen bewege ich mich außerhalb des Clubgeländes nicht. Dazu trägt sicher auch bei, dass ich von der kleinen deutschen „Kolonie“, die ich im Club kennen lerne, eine ganze Menge Räuberpistolen erfahre. Nicht einfach Stammtischgeschichten, sondern schlicht die alltäglichen kleinen Vorkommnisse. Einige meiner neuen Freunde arbeiten an einem von der EU geförderten Projekt, mit dem eine Lagerstättenkarte des Landes erstellt werden soll. Das erfordert natürlich die Arbeit in Camps in abgelegenen Landesgebieten. Der Diebstahl von Autos und die Entführung von Hubschraubern sind durchaus an der Tagesordnung. Die Einheimischen sagen sich, eine solche Gelegenheit haben wir vielleicht nie wieder, also lassen wir uns mal eben durch die Gegend fliegen. Und unterstützen ihren Wunsch durch ein bisschen Waffengewalt. Als Fritz eines seiner Camps auflöst, bildet er einen Konvoi zum Transport der Ausrüstung, da es konkrete Drohungen gegeben hatte. Und just in die Zeit meines Aufenthaltes fällt ein Überfall mit Fahrzeugdiebstahl. Ich gewinne bei all den Schilderungen den Eindruck, dass man sich hier vor Banalitäten, wie Taschendiebstahl nicht fürchten muß. Der heimische Bösewicht tendiert zum klaren Raubüberfall. Da hat das Opfer, wenn es aufmerksam ist, die ritterliche Chance zum Kampf Mann gegen Mann, oder besser, es gibt lieber gleich auf. Glücklicherweise sind meine Erfahrungen eher freundlicher Natur. Werde auf der Straße gegrüßt und mache keine schlechten Erfahrungen. Viel Zeit für Expeditionen in die urbane Wildnis außerhalb des Royal Papua Yacht Clubs bleibt allerdings auch nicht, da ich mit Wartungsarbeiten einiges zu tun habe. Und der Yacht Club entpuppt sich nebenbei als eines der Zentren des gesellschaftlichen Lebens in PM. Es gibt anscheinend nur wenige gute Clubs oder Restaurants, in die man gehen kann. So trifft man sich in der Freizeit hier. Und man ist im Club auch nicht vor erstaunlichen Überraschungen sicher, wie das Foto beweißt.

Trotz all meiner Einschränkungen komme ich in den Genuß einiger netter Erlebnisse. Wie der Zufall es will, findet gegenüber des Clubs auf dem Gelände eines Rugby-Stadions ein Festival der Völker Papua-Neuguineas statt. Gemeinsam mit Fritz, dessen Tochter und zwei französischen Seglern trauen wir uns unter die Massen. Vor dem Stadioneingang wüstes Gedränge. Viele Leute wollen hinein, können sich aber keine Eintrittskarten leisten. Und sie verstehen nicht, weshalb sie draußen bleiben sollen, wo doch ihre traditionell auftretenden Stammesgenossen im Stadion sind. Nur am Rande vermerkt, die kulturelle Vielfalt der Völker PNGs ist gigantisch. Allein mehr als 800 Sprachen gibt es hier. Englisch und Pidgin sind die Sprachen, mit denen eine Verständigung (und wahrscheinlich auch Befriedung) all der Völkerschaften erst möglich wurde. Nach Überwindung der Drängerei – ein Verlust: Fritz´ Kamera – stoßen wir drinnen auf eine recht lockere Atmosphäre. Viele Volksgruppen in traditioneller Kleidung. Was man so Kleidung nennt. Die kostümierten Stammesvertreter sind zahlreich, umfassen jede Altersstufe und freuen sich über Fotos. Gerne posieren sie mit uns einzigen Weißen. Und unauffällig mischen sich öfter für uns kaum als solche erkennbare Ordner dazu. Dennoch bin ich stets vorsichtig, wenn zu viel Menschen um uns herum auftauchen und wechsle meinen Standort.

Nacktheit ist auch kein Tabu, und Frauen und Männer in allen Alterstufen zeigen sich mehr oder weniger unbedeckt. Wobei bei den meisten Stämmen die Tendenz zu kräftigen Frauen deutlich wird. Doch auch Ausnahmen davon gibt es natürlich. Die Männer sind da im Vergleich meist schlanker gebaut. Mit der Zeit wird es auf dem Gelände sehr voll und wir verdrücken uns lieber. Durch ein Loch im Zaun, das uns die Ordner weisen. Beim Haupteingang gibt es kein Durchkommen mehr. Da werden die Leute schon fast zu Tode gequetscht.

Rolf, der hier auch als TO-Repräsentant agiert – verfügt über viel freie Zeit. Er ist daher so freundlich, mich wann immer ich etwas brauche, entsprechend herum zu kutschieren. Schuhe, Sandalen, externes Speicher-Laufwerk für die Computer, externes DVD-Laufwerk für den Navi-PC, all das wäre ohne seine Hilfe nicht möglich gewesen. Nur er weiß, wo man die Dinge überhaupt finden kann. Das Angebot in PM ist äußerst begrenzt. Obwohl die Stadt sicher keine geringe Kaufkraft hat. Ich vermute, dass das meiste Geld in Cairns, Australien, ausgegeben wird. Jedenfalls bietet eine kleine deutsche Stadt wie Peine ein bedeutend besseres Warenangebot als PM. Und dann kommt Rolf, mich zu einem Besuch des Botanischen Gartens abzuholen. Hauptziel unseres Besuchs sind die Paradiesvögel, die es hier geben soll. Wie häufig, so leidet auch dieser Garten unter Geldmangel. Vor allem fehlt eine Information zu dem gar nicht uninteressanten Pflanzenbestand, wirklich schade. Der Garten beherbergt eine Reihe Gehege, die verschiedene Vertreter der heimischen Tierwelt zeigen. Kasuare, reichlich groß geratene Laufvögel mit farbenprächtiger Hals- und Kehlzeichnung, Kakadus, Lemuren, Flughunde, einen kleinen Verwandten des australischen Kängurus und unter anderem auch Paradiesvögel. Letztere haben sogar ein besonders großes, dicht bepflanztes Fluggehege, aber es sind nur drei wenig interessante weibliche und nur ein einziges männliches Tier da drin. Der Sicherheitsmensch, der uns seit einiger Zeit begleitet und sicher auf ein Trinkgeld hofft, gibt sich alle Mühe, die Tiere heranzulocken. Doch der Paradiesvogelhahn bleibt stur und bevorzugt äußerst verborgene Sitzgelegenheiten. Eigentlich bräuchte er dann ja nicht so prächtig sein. Auf den Verpackungen des im Lande produzierten Kaffees kann man die Paradiesvögel jedenfalls besser sehen.



Rolfs Lebensgefährtin Irua ist es dann, die anregt, ich möchte die beiden doch bei einem Kurzbesuch in ihrem Heimatdorf Papa begleiten. Das Dorf heißt wirklich so. Iruas Dorf ist gebaut wie alle Dörfer. Bis auf die Kirche, der stolzeste Bau im Ort, sind sämtliche Gebäude aufgeständert. Der Herr des Hauses und der Großvater heißen uns Willkommen. Großvater ist eine Art *chief*. Aber ein ganz ruhiger, freundlicher und stolzer Mann. Rolf meint, er würde niemals um etwas bitten. Und das ist ungewöhnlich in einer Kultur, in der das gegenseitige Bitten um irgendeine Hilfe oder was auch immer Teil der Tradition ist. Das Haus der Familie gehört zu den großen im Dorf und befindet sich in einem sehr passablen Zustand. Das fällt im Vergleich zu einigen ärmlichen Nachbarhütten besonders kraß ins Auge. Unter dem Haus ist eine Menge schattiger Raum, der als Lager und Aufenthaltsraum dient. Nur die Treppe ist gewöhnungsbedürftig, aus recht dünnen Rundhölzern in großem Abstand gefertigt erfordert sie reichlich Trittsicherheit. Wahrscheinlich soll sie unerwünschtem Getier den Aufstieg verwehren. Der Schweinestall liegt gleich neben dem Haus und wird auch noch reichlich beschattet. Schweine stellen auf PNG nach wie vor noch einen großen Wert dar.

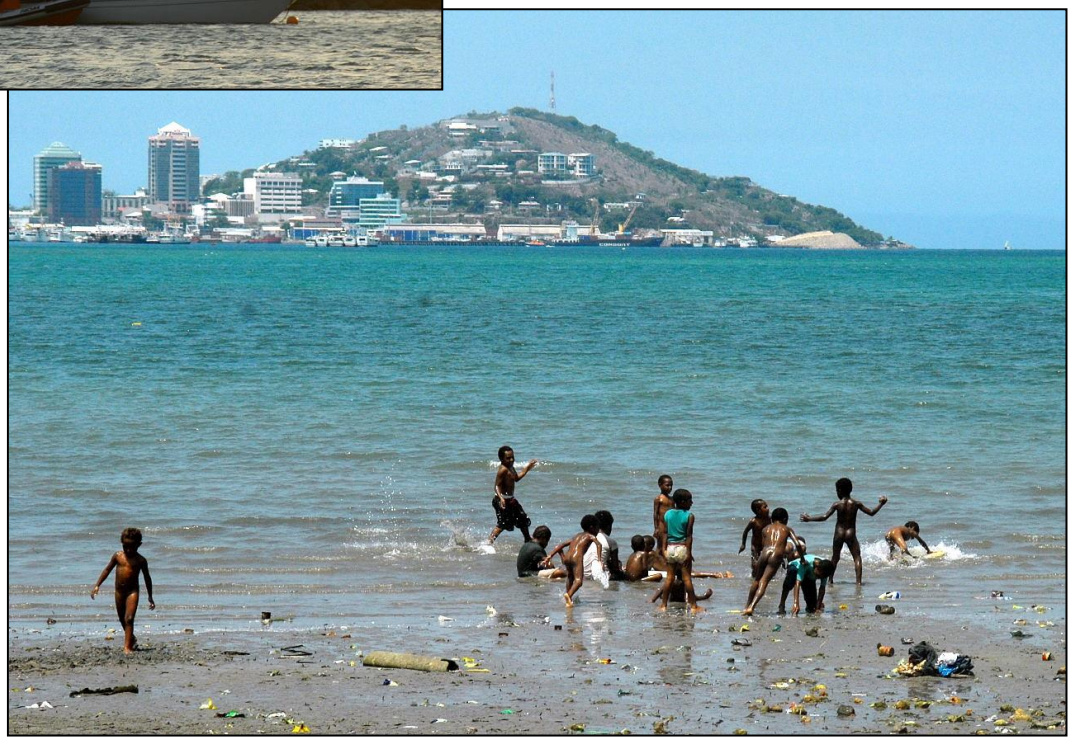
Die Kinder freuen sich über unseren Besuch und posieren gerne für ein Foto. Während die Familie noch ein wenig tratscht, streune ich herum. Südlich des Dorfes beginnt eine langgestreckte, flache, sehr salzige Lagune. Wenn sie austrocknet gewinnen die Menschen ihr Salz. Mit drei jungen Männern von einer der ärmlichsten Hütten komme ich ins Gespräch. Freundlich und unkompliziert. Zum Abschluß muß unbedingt noch ein Gruppenbild der ganzen Familie gemacht werden. Das kann ich ausdrucken, und beim nächsten Mal bringt es Irua mit. Rolf meint, die Menschen im Dorf haben keine Fotos. Sie würden sich darüber tierisch freuen. Die alte Oma ist ganz niedlich. Sie kniet für das Foto nieder, und es fehlt nicht viel, da hätte sie sich wie die jungen Mädchen elegant hingestreckt posiert. Sie drückt mir noch zweimal mit Dankworten die Hände, ebenso wie der *chief*. Ich bin regelrecht gerührt. Das passt so gar nicht zu den Räuberpistolen vom platten Land. Denn mittlerweile heißt es, Port Moresby sei bei weitem sicherer als das Umland. Und auf keinen Fall solle man an der Süd- und Westküste ankern. Ein Überfall sei garantiert. Es sei sehr gut, dass ich mich von den verlockenden Kartenbildern nicht habe verleiten lassen. Obwohl, ich muß heute sagen, vor *Papa* würde ich ohne Zögern ankern.

Nicht vergessen möchte ich Zac, der hier einige Tage nach mir auftauchte. Ein sechzehnjähriger Amerikaner auf dem Weg, der jüngste Einhandweltumsegler zu werden. Das ist zumindest sein Plan. Was ihn und sein Vorhaben so sympathisch macht ist der Umstand, dass er keinerlei Sponsoren hat. Er musste mit dem Vorlieb nehmen, was er sich leisten konnte. Und er steht unter

einigem Zeitdruck, denn er muß vor seinem achtzehnten Geburtstag wieder in den Vereinigten Staaten angekommen sein. Im Moment kämpft er mit verstopften Dieselleitungen seiner Maschine. Merke: kein Segler ohne Probleme. Wen Zacs Reise interessiert: www.zacsunderland.com. Wir beide

stecken oft unter einer Decke, und so verwundert es nicht, dass ich bei vielen Leuten hier bald als Zacs Vater gelte und Lob für meinen tapferen Sohn einheimse. Jaja. Nach erfolgreicher Problemlösung und wenigen Tagen macht er sich auf den Weg, während ich noch auf ein Ersatzladegerät warten muß, dass ich aus Australien geordert habe. Dann heißt es auch für JUST DO IT wieder Leinen los...

Es grüßen Euch JUST DO IT und Singelhans Martin

Wer mehr Bilder von diesem Abschnitt unserer Reise sehen will, wird sie demnächst im Tagebuch- und Bilder-Teil auf unserer Webseite finden: www.sy-justdoit.de

Zu den Bildern in ihrer Reihenfolge:
Unter Sturmbesegelung nach Port Moresby – Guckloch in eine graue Welt – Kaffee auf nächtlicher Wache – Gute Stimmung kurz vor der Ankunft – Koki, ein Stadtteil Port Moresby mit den typischen Stelzenhäusern – nächtliche Überraschung im Club - Erdmännchen – auf der Suche nach dem Bräutigam – Oma, Opa, Enkeltochter, wenn man genau hinsieht, erkennt man, dass Oma am ganzen Körper tätowiert ist – versteckter Paradiesvogel – Helm-Kasuar, ein flugunfähiger Laufvogel – Familienfoto vor dem Haus von Iruas Bruder – eine eher ärmliche Behausung, aber mit netten Leuten – Chris und meine Wohltäter Rolf und Irua, vielen ausdrücklichen Dank den beiden – Zac wird mit Motorproblemen in den Club geschleppt – Panorama von PM mit Strandidyll